

Wissenschaftlicher Wandel durch soziale Vielfalt? Eine empirisch-kritische Diskussion feministischer Standpunkttheorien und ihrer normativen Konsequenzen (20./21. Jh.)

Feministische Ansätze der STS, insbesondere der Standpunkttheorie, betonen, dass die Inklusion möglichst vieler Perspektiven in die wissenschaftliche Forschung epistemisch nützlich sei. Da jeder Mensch zwangsläufig eine bestimmte, kontextabhängige Perspektive auf die Welt habe, geprägt von sozialem Status, Bildung, Nationalität, Geschlecht usw. besteht eine perspektivische Gebundenheit, die die Forschung auf verschiedene Weisen beeinflusst (von der Wahl der Forschungsgegenstände bis hin zu Entscheidungen der Methodenwahl und Interpretation von Befunden). Insbesondere wird angeführt, dass die Inklusion von Wissenschaftlerinnen in bis dahin männerdominierte Wissenschaftsbereiche zu neuartigen Ansätzen und Ideen und damit zu einem adäquateren Verständnis der Welt führe. Frauen bringen, so wird argumentiert, andere methodologische Standards in die Forschung ein und liefern andere Kritikpunkte als Männer (Keller 1985; Haraway 1988; Harding 1991; Longino 2002; Fehr 2011). Beispielsweise führten in Anthropologie und Verhaltensforschung die Beiträge von Frauen zu regelrechten Paradigmenwechseln. Eigenschaften wie Aggressivität oder Jagdfertigkeiten wurden um Verhaltensweisen wie Hilfs- und Kooperationsbereitschaft bzw. Pflanzensammlung, -zubereitung und -konservierung ergänzt, so dass es zu bahnbrechenden neuen Erkenntnissen bei den Erklärungen des Entstehens sozialer Verhaltensweisen und der Herstellung von Werkzeugen kam (Brown 2001, 201-204). Dem Einbezug von Wissenschaftlerinnen wird folglich ein großer Nutzen für wissenschaftlichen Wandel zugewiesen, weil bestehende durch neue Erklärungsansätze ersetzt wurden (**Inhalte/Displacement**).

Allerdings haben empirische Studien gezeigt, dass in vielen Disziplinen (insbesondere STEM) Wissenschaftlerinnen nach wie vor starkem sozialen Druck, insbesondere aufgrund von Gender Bias, ausgesetzt sind. Um sich gegen unfaire Bewertungen abzusichern, neigen die Wissenschaftlerinnen zu Selbstzensur (d.h. einer besonderen Zurückhaltung und Vorsicht bei Themenwahl und Hypothesengenerierung) sowie zu übervorsichtigen und stark konservativen methodologischen Entscheidungen (Sonnert/Holton 1995; Valian 1998; Bright 2017). Folglich führt das Vorrücken der Frauen ins wissenschaftliche Establishment oftmals aufgrund des bestehenden sozialen Drucks nicht dazu, dass die Perspektive der Männer korrigiert wird. Ihre Beiträge können nur beschränkt wissenschaftlichen Wandel generieren (**Inhalte/Layering**).

Zugleich zeigt sich, dass diese Effekte – Selbstzensur und Konservatismus – auf ihre Ursachen rückwirken: die Arbeiten betroffener Wissenschaftlerinnen können so leichter ignoriert und marginalisiert werden, da die Wissenschaftlerinnen zum einen quantitativ weniger veröffentlichen, ihre Arbeiten zum anderen tendenziell qualitativ weniger innovativ sind. Dies weist auf eine Zirkularität hin, da Ignoranz und Marginalisierung den Gender Bias und damit den Druck auf die Wissenschaftlerinnen reproduzieren und sogar verstärken können.

Umgekehrt wurde festgestellt, dass manche Wissenschaftlerinnen auf eine frauenfeindliche Atmosphäre in ihren Disziplinen auch mit Überkompensation reagieren, etwa durch betont selbstbewusstes Verhalten und besonders starke Produktivität. Antony (2012) verweist jedoch darauf, dass ein solches Verhalten ebenfalls zu sozialen Sanktionen führe, da es als Verstoß gegen gendernormte Erwartungen aufgefasst werde. Die Frauen würden als „bossy“, schwierig und arrogant diffamiert. Das bedeutet laut Antony, dass Wissenschaftlerinnen hier in einer Zwickmühle stecken: Verhalten sie sich gemäß der Gender-Schemata, werden sie marginalisiert; tun sie es nicht, werden sie diffamiert.

Das von der feministischen Wissenschaftsforschung betonte Potenzial zum – korrektiven oder innovativen – Wandel und Umbruch durch den Einbezug von Wissenschaftlerinnen aufgrund perspektivischer Unterschiede wird durch diese Zwickmühle, wenn nicht aufgehoben, so doch stark eingeschränkt. Wenn aber, wie diese empirisch informierten Studien suggerieren, die reine Präsenz von Wissenschaftlerinnen nicht hinreichend ist, um den von der feministischen Wissenschaftsforschung betonten epistemischen Nutzen zu sichern, stellt sich darüber hinaus die normative Frage, welche institutionellen, strukturellen und sozialen Bedingungen dafür gegeben sein müssen (**Prozesse, Institutionen/Displacement**).

Mögliche Dissertationsprojekte.

(1) *Theoriewahlkriterien und perspektivische Vielfalt*

Zu untersuchen ist die Rolle von Theoriewahlkriterien bei der Disqualifizierung kritischer Ansätze. Traditionelle Theoriewahlkriterien wie Akkuratheit, externe Konsistenz, Einfachheit, Größe des Anwendungsbereichs und Fruchtbarkeit müssen im jeweiligen Kontext gewichtet und interpretiert werden (Kuhn 1977). Dies gilt auch für feministische Alternativen wie Neuheit, ontologische Heterogenität oder Komplexität (Longino 2002). Verbreitete Vorurteile können dabei jedoch unauffällig in Forschungsentscheidungen hinein transportiert und dadurch reproduziert werden. Für feministische Kriterien besteht sogar die Gefahr, dass sie erst recht zur Verschleierung des Problems beitragen, indem sie als Feigenblatt in diskriminierenden Evaluationszusammenhängen dienen (**Prozesse, Inhalte/Layering**).

(2) Peer Review als Garant für kritische Ansätze

Während Peer Review-Verfahren klassischerweise als Mittel par excellence angesehen werden, um nicht-epistemische Präferenzen aus der Beurteilung wissenschaftlicher Arbeit herauszuhalten, gibt es derzeit Debatten darüber, ob Anonymität im Peer Review überhaupt noch praktikabel ist oder nurmehr eine Verschwendung von Ressourcen bedeutet (Bright/Heesen 2019). Dem klassischen anonymen Peer Review stehen Alternativen wie Online Preprint Archive gegenüber. Die Kernfrage ist, inwieweit Peer Review-Verfahren (heute noch) dazu dienen (können), Kritik zu fördern sowie wissenschaftliche Bewertung vorurteilsfreier Wissenschaften dadurch sozial inklusiver zu gestalten (**Prozesse, Institutionen/ Displacement**).

Potentielle Doktorand*innen. Absolvent*innen der Wissenschaftsphilosophie, -geschichte, -soziologie oder, bei Interesse an genderspezifischen Problemen in den Wissenschaften, einer Naturwissenschaft.